

- BERND IGEL: Das Geschlecht der Häuser gebar mir fremde Orte. Gedichte. Frankfurt: S. Fischer, 1989, 112 S., DM 14,80.
- KERSTIN HENSEL: Hallimasch. Erzählungen. Frankfurt: Luchterhand Literaturverlag (und Halle/Leipzig: Mitteldeutscher Verlag) 1989, 148 S., DM 24,-.
- LANDOLF SCHERZER: Der Erste. Eine Reportage aus der DDR. Köln: Kiepenheuer & Witsch, 1989 (zuerst Rudolstadt, DDR, 1988), 213.S., DM 16.80.

Um das Fazit gleich vorwegzunehmen: ich halte alle drei Bücher für lesenswert; des aufschlußreichen Kontrasts halber seien sie hier nebeneinander im Zusammenhang besprochen. Scherzers durch eine Reihe eingestreuter Kurzbiographien vertiefter Bericht über den Alltag eines thüringischen SED-Funktionärs ist in gewisser Weise durch die jüngsten Veränderungen der publizistischen Landschaft überholt worden. Was die Reportage im Erscheinungsjahr drüben (1988) rasch zum spannendsten Buch des Sortiments machte, nämlich die ungeschminkte Thematisierung real existierender, durch keine Fiktionalisierung entschärfter Probleme, die konkrete Bestandsaufnahme peinlicher, öffentlich tabuisierter Zustände hat heute durch die offene Medienpolitik den Charakter des Sensationellen verloren. Damals konnte das Buch vermutlich nur durchgehen, weil die Hauptfigur ein menschlich absolut

integroter Musterfunktionär ist, den der Autor mit Respekt und viel Sympathie in seinem unermüdlichen Kampf für das Gemeinwohl begleiten kann, und ein Schlußkapitelchen von gewissen Erfolgen zu berichten weiß, was bei massiv vorhandenem guten Willen als Zukunftsoptimismus ausgelegt werden kann. Oberflächlich betrachtet, scheint die Reportage sogar in ein altes Lieblingsschema von DDR-Kulturpolitikern zu passen: Einstmals in den Sechzigern hatte man einige Jahre lang dazu aufgerufen, gesellschaftliche Wirklichkeit aus der Perspektive der Planer und Leiter darzustellen, um im Volke Verständnis für Erfordernisse des größeren Ganzen zu wecken. Leider spielten die meisten Autoren bereits seinerzeit nicht mit. Auch Scherzers Reportage unterläuft jenes Projekt; die Anstrengungen des Helden und einer ganzen Reihe analog gezeichneter, vorbildlicher Charaktere erweisen sich letztlich doch immer wieder als zu kurz greifend, angesichts eines paradoxen "Systems" als deprimierend ineffektiv. Ich sehe, sicherlich aus westlicher Perspektive und vermutlich gegen die Intention des Genossen Verfasser (der seit dem Berliner Sonderparteitag der SED unter Gisy im Vorstand sitzt), die Logik der Reportage auf ein kritisches Plädoyer gegen eine umständliche, widersprüchliche gesellschaftliche Organisationsstruktur hinauslaufen, eine Struktur, welche trotz übermenschlicher Anstrengungen und Entbehrungen ihrer Mitglieder nicht besser funktionieren kann. Geht dem Buch heute auch das Sensationelle der Tabuverletzung ab, so besitzt es doch wohl noch auf absehbare Zeit einen hohen Informationswert. Wenngleich die repressive und kriminelle Seite des Staatsapparats nicht in den Blick kommt, gewinnt man doch vielschichtige und drastische Einblicke in den Provinzalltag der DDR, Verständnis für die Menschen - unten und oben. (Wie es ihnen nach der "Wende" ergangen ist, kann man in der "Zeit", Nr. 2, 1990, S. 9-12 nachlesen.)

Bernd Igel und Kerstin Hensel gehören zu einer jungen Autorengeneration, welche der DDR-Literatur derzeit ein neues Gesicht gibt. Ihre Texte zeigen moderne, individuelle

Handschriften, verfahren mit Sprache ausgesprochen artistisch und sind in keiner Weise (nicht einmal mehr polemisch) auf kulturpolitische Diskurse orientiert. Man sieht es diesen Texten nicht mehr leicht an, daß sie in der DDR entstanden sind. Selbstverständlich ist auch diese Literatur in einem allgemeinen Sinne politisch, scheint auch hier aktuelle gesellschaftliche Wirklichkeit auf, allerdings vom aktuellen Anlaß abgehoben, aus dem konkreten historisch-geographischen Koordinatennetz herausgelöst, konstruktiv durchgeformt, poetisiert - dabei ganz "gattungsgerecht" in Kerstin Hensels Erzählungen objektiver gestaltet, eher subjektiv ausgesprochen in Bernd Igels Lyrik.

Jede Erzählung Kerstin Hensels (1961 geb., lebt freiberuflich in Ostberlin) schafft eine eigene kleine Welt mit einer spezifischen Atmosphäre, einem besonderen Wortschatz, einer individuellen Syntax. Die in einem interpunktionslosen Gedankenfluß vorgetragene Geschichte von Lilit, Adams erster Frau, eröffnet den Reigen: "Da gibt ihm der VATER den Trost ein neues Weib still und liebevoll Eva ahnungslos wie ein Kind (...) Starr schwebt über ihnen wenn die Nacht kommt Lilit die Hassende des Orients schwebt über den Köpfen Furcht bringend alles sehend auch dieses mögliche ihr so fremde Glück So fliegt sie girrend vor Eifer auf in ihre Schlucht schreit hast du mich vergessen mein VATER hast du mich vergessen Um sie herum schweigt es der Fluß wächst ohne Laut und ohne Unterlaß unerträglich bis es übertritt ins Vergessen Lilit vergißt rammt sich das Schweigen ein in den Schädel (...)". Es folgt die Liebesgeschichte des Zeitungsausträgers Maikel Koserczek und der süßen Uschka aus Connewitz; kurz vor dem Happy End ("Der Standesbeamte bittet um Ordnung. Maikel läßt die Rechte zur Faust geballt, und Uschka schiebt den Ring darüber.") kommt die Erzählung zum Höhepunkt, Uschka im olympischen Chaos aber zur vorzeitigen Niederkunft: "Schnätteräh macht Leipzig. Maikel schwankt. Ihm wird heiß, neben seinem Kopf lodert das ewige Feuer. Während L., der invalide Boxer eines zukünftigen

Romanes, eingestampft wird, erscheint überm Löwenzahn das Köpfchen eines Kinde (...)." Danach verirrt sich ein Wehrmachtssoldat auf dem Griechenlandfeldzug in die Unterwelt; nach einem Gemetzel sucht er seinen Kameraden: "Ich erinnerte mich der Gespräche im Dunkeln mit meinem KAMERADEN EINEN BESSEREN FINDST DU NICHT. Wir waren noch nicht in Griechenland angekommen, hatte er mir die GRIECHIN ausgemalt. Ich erinnerte mich, wie er meine Stimme zur Klarheit gezwungen hatte, als sie quarkig zu werden begann. Persephone versuchte es mit schnutigen Lippen. Allein Charon wollte nichts. Ich riß mich los. Ich mußte weiter. Das Weib war voll, süß, eine Dattel. Der Fährmann blöde". Immer wieder sind es schräge Beziehungskisten, an welchen die Erzählerin heitere, tragische und groteske Seiten herausstellt. Die Titelgeschichte verfolgt das Schicksal der unzertrennlichen, feisten Zwillingstöchter eines Waldarbeiters, das durch ein Hallimaschessen mit dem Führer anno 44 eine böse Wende nimmt: "Der Führer schluckt. Das Dorf guckt. (...) Der Gast ist gesättigt. Stolz überblickt er die Tafel: Mein Volk. Dann geschieht das Unfaßbare. Als erster fällt es Liese Möbius auf, lange, bevor es ihre Schwester Lotte zu Gesicht bekommt: In des Führers Bärtchen hängt ein Fädchen von Hallimasch, als ob es aus einer Wurzel herausgewachsen wäre. Und neben dem Fädchen Hallimasch, sozusagen als Stütze, blüht ein kleiner gelber Pickel. Liese Möbius durchfährt ein wohlbekannter Schauer. Zum äußersten erregt, sieht sie jetzt jedes einzelne Barthaar des Führers, jeden Haarwurzelsatz, sieht den Pickel, Pickel, (...)." "Veilchen im Knopfloch" ist eine wunderschöne kleine Geschichte um eine große Enttäuschung: "Der Zug rast durchs Land. Sie läßt alles hereinkommen, Regen und Ruß. Und die Krähen, von denen sie jetzt weiß, wo sie sich aufhalten im Sommer." Den Abschluß macht eine neue Version des Märchens von Hänsel und Grete. Das "Märchen" beschließt eine Kreisbahn; Lilits Paradies scheint noch einmal auf, wird freilich wiederum verspielt: "und das fragten sie sich, wohin sie jetzt gehen sollen, NACH HAUS,

sprach der Junge, und da sah ihn das Mädchen zum erstenmal an, zum erstenmal nach den Jahren, und sagte, WIE FETT DU GEWORDEN BIST, HANS, und da sah es auch Hans und sprach, WIE DUMM DU GEWORDEN BIST, MARGARETE, und da gingen sie und wußten nicht, wohin."

Bernd Igels Lyrikband setzt mit einem noch 1980 entstandenen Gedicht ein und führt mit der spätesten Textgruppe - "Im Schweigen der Worte" - bis ins Jahr 1988. Igels Stil zeigt eine deutliche Entwicklung von den früheren zu den späteren Texten, seine Sprache wird dunkler, dabei kraftvoller, die Konstruktionen komplexer, zugleich geschlossener. Krieg, Tod, Kriegsspiele, Ängste bedrängen das Ich; christliche Motive finden sich - wie übrigens auch in Hensels Erzählungen - häufig, bedeuten freilich keineswegs immer Trost oder Rettung, sondern stehen in aller Regel als subjektive Chiffren in alptraumartigen Bedeutungsgefügen. Man hat den Eindruck, daß es für diesen Dichter um Leib und Seele geht, wenn er sich äußert. Was er über sich sagt, nimmt man ihm ab: "groß war meine Furcht vor ungekämmt geäußerten Gedanken, störrisches, zurückgebliebenes Kind, als das ich galt, und als Rettung galt mir jedes Wort (...)". Den meisten, insbesondere den späteren Texten, gibt Igel eine eigentümliche prosanahe Versgestalt, indem er die Zeilen jeweils bis zum letzten Anschlag füllt, dort gegebenenfalls auch mitten im Wort abbricht und ohne Silbentrennung in der neuen Zeile fortfährt. In einer Schaffensperiode Spätsommer/Herbst 1987 gelangen Igel einige hervorragende Texte, darunter:
Metaphorisches Stück: Die Hirten

"ihr nehmt witterung auf, fern am rand des waldes, den geruch der / moose in meinem herzen, immer deutlicher sehe ich euch, hirten / meines schweigens, als schwarze schwere stämme unter einem / laub, das keine bewegung wagt, und ich seh die stummheit eures / gesichts, das böse aus mir bricht, wenn ihr den arm hebt, beflaggt / mit dem spitzen keil der axt, hirten eurer schatten /
ich sah euch, so winzig am waldessaum, daß ihr mir furcht

ein / flößtet, so unhörbar allgegenwärtig, die köpfe im
laub, das an / den leibern hinab glitt; suchtet ihr schutz
vor der sich neigenden / himmelsdecke, spieltet ihr versteck
in den fängen abendlichts -; / ich geh euch aus dem weg,
wo ich euch kommen höre, ich wage den / schritt zurück in
meine angst"

Hans-Peter Ecker